brachte. Ein Buch, eine Theaterkarte, Obstkörbe, Blumen für die Mutter. So kam es, daß, als die Gräfin nach beendeter Kur abreiste, Annie mitging, begleitet von dem alten Diener. Der sorgte unterwegs für alles. Sie bekamen gute Plätze auf dem Schiff; bei Sturm fuhren sie über den Kanal. In Dover stand schon ein Auto bereit, das sie aufnahm und auf breitem Weg an der Küste entlang führte. Hoch und stattlich stand das Schloß am Meer da, im Schutze der Dünen, einsam und von Heide umgeben, innen mit solidem Luxus ausgestattet. — Die Kamine brannten, rasch wurden die Möbel von ihren grauen Schutzhüllen befreit, das Ganze sah noch etwas „eingemottet" aus. Die Köchin war noch nicht da. Der alte Diener besorgte morgens das Frühstück und kochte. Annie half ihm dabei. Von ihrem Giebelzimmer aus sah sie das brandende Meer vor sich und weit umher Dünen und Heide. Eine starke Brise umwehte das einsame Schloß. Abends, wenn Annie neben der Gräfin vor dem lodernden Kaminfeuer saß und ihr vorlas, kam sie sich wie verzaubert vor. „Sobald das Wetter klar ist, fahren wir nach London. Dann zeige ich Ihnen dort den Tower, die Museen und alles, was Ihr Herz begehrt." ... Vorläufig umheulte ein Nordost das Schloß, und es regnete Tag für Tag.

Am ersten Abend hatte Annie einen sonderbaren Traum. Sie sah von der Galerie auf die Diele herab, wo der Teetisch stand, mit frischen roten Rosen geschmückt und für drei Personen gedeckt. Es wurde ein Gast erwartet, die Gräfin saß im Lehnstuhl am Feuer und war eingenickt. Plötzlich hörte sie ein Auto heransausen, eine Türe ging auf, und der alte Kammerdiener führte steifbeinig und feierlich einen großen, schwarzgekleideten Herrn herein. Die Gräfin erwachte, sprang mit jugendlicher Elastizität auf, ging raschen Schrittes, ohne ihren Stock zu benutzen, dem Gast entgegen und begrüßte ihn freundlich. Hinter ihnen stand der alte Diener und lächelte höhnisch.

Wie komme ich darauf, so etwas zu träumen? dachte sich Annie. Das Regenwetter war dem Ischiasleiden der Gräfin sehr ungünstig; sie lag viel zu Bett. „Armes Kind", bedauerte sie Annie. „Ich kann leider nicht mit zur Stadt. Ich habe meinen Freunden geschrieben, daß Du über Sonntag nach London kommst. Sie holen Dich in ihrem Auto ab. Morgen um fünf zur Teestunde wird der Konsul hier sein."

Am anderen Nachmittag, als Annie sich gerade ankleidete, um abends die Londoner Oper zu besuchen, hörte sie ein Auto anfahren. Gleich darauf rief der Gong zum Tee. Als sie auf die Galerie trat, welche die Diele umlief, sah sie unten den gedeckten Teetisch stehen. Er trug rote Rosen und drei Gedecke. Sie sah die Gräfin und einen großen stattlichen Herrn mit rotem Spitzbart in lebhafter Unterhaltung am Kamin stehen. Ihr Blick fiel auf den Stock der Gräfin; der stand an ihren Sessel gelehnt, unbenutzt. Das fiel ihr auf ...

Sie ging hinunter. Der Konsul war allein gekommen, wegen des schlechten Wetters. Seine Frau und seine Töchter freuten sich schon auf Annie. Man setzte sich zum Tee, und der Freund der Gräfin, der lange in Saigon gewesen war, erzählte fesselnd von dem eleganten, eigenartigen Leben dieser internationalen Hafenstadt. Um sechs Uhr brachen sie auf. „Wir haben Gäste zum Diner", sagte er zu Annie, die ein Fieber der Erwartung in sich fühlte. Als sich die Türe des Wagens schloß und sie sich noch einmal umsah, war die Gräfin nicht mehr am Fenster. An der Tür stand der alte Diener und sah ihr mit eigentümlichem Lächeln nach. Dann entfernte sich der Wagen in der Richtung nach London im strömenden Regen, und dumpfes Meeresrauschen erscholl. Die Brandung tobte wild und stark, Annies Herz klopfte ebenso dumpf, und sie dachte wieder: Weshalb lächelte der Alte so seltsam? ...

— Annies Mutter konnte trotz der begeisterten Briefe ihrer Tochter eine unbestimmte Angst nicht los werden. Es war ihr immer, als habe man sie gewaltsam von der Tochter getrennt. Eines Tages hörten die Nachrichten aus England auf. Als nach acht Tagen immer noch kein Brief eintraf, ging sie zu einem ihr bekannten Konsul und bat ihn, Erkundigungen einzuziehen. Der Konsul erfüllte ihren Wunsch sofort und brachte nach acht Tagen die Antwort: das Schloß am Meer sei augenblicklich unbewohnt. Es gehöre allerdings einer Gräfin desselben Namens, die sich aber seit Oktober auf einer Weltreise befinde, ihr Schloß abgeschlossen und ihre Dienerschaft entlassen habe. Kürzlich seien die Köchin und der alte Diener auf kurze Zeit in das Haus zurückgekehrt, um nach dem Rechten zu sehen, und beide hätten es bald darauf wieder verlassen, ohne Adressen anzugeben. In dem Haus wohne jetzt niemand mehr. Von einem jungen Mädchen hätte niemand etwas gesehen. Weder von ihrem Kommen noch von ihrem Verschwinden.

Einsam und vom Meerwind umheult stand das Schloß am Meer in der Heide. Von einem grauen düsteren Himmel regnete es auf die Erde herab, als wolle er das Geschick eines Menschenkindes beweinen.

Wo das Auto in der Richtung nach London geblieben war, wußte keine Behörde, kein Polizist zu sagen. Es fuhren so viele hundert Autos im Regen des Abends zur Stadt ...

Kann die Krim versinken?

Von der Krim, die einst die Riviera des Zarenreiches war und deren Schönheiten heute nur noch den „Herren Genossen", vulgo Volkskommissaren aus Moskau vorbehalten sind, kommen beunruhigende Meldungen. Die Erdoberfläche hat sich bewegt, und Veränderungen im Landschaftsbild der Halbinsel sind eingetreten. Am stärksten war die Auswirkung des Erdbebens an der Küste, wo Bergstürze vorgekommen und Uferteile im Meer verschwunden sind. So ist der berühmte „Monath", der täuschend die Umrisse eines andächtig gesenkten Mönchkopfes nachzeichnete, in den Wellen versunken. Die russische Presse berichtet tragische Einzelheiten vom Schicksal der betroffenen Küstenorte. Nicht eine einzige Siedlung ist verschont geblieben; am größten war das Unheil in den Badeplätzen, wie Jalta, wo zehntausend Menschen obdachlos geworden sind. Das Unglück hat die Geologen in Moskau zu pessimistischen Voraussagen veranlaßt. Professor Gubkin meinte, daß die Krim, als geologisch noch zu junges Land, noch nicht zur endgültigen Ruhe gekommen ist und in Zukunft noch weiteren Umschichtungen unterworfen sein wird. Professor Obrutschef geht noch weiter. Seiner Ansicht nach sind der geologischen Zeitrechnung entsprechend erst „vor kurzem", d. h. vor rund hunderttausend Jahren, die Aegäis, die Propontis und das Schwarze Meer durch Grabeneinbrüche entstanden; dieser Vorgang wird sich in nicht allzu ferner Zeit wiederholen. Das heißt, es können darüber noch einmal hunderttausend Jahre vergehen, es kann aber auch sein, daß die letzten Veränderungen auf der Krim die Vorboten eines baldigen neuen Einbruchs, einer großen Katastrophe sind. Die Bevölkerung der Halbinsel läßt die Ereignisse in russischer Gleichgültigkeit und Ergebenheit über sich hereinbrechen: „Schadet nichts! So werden wir wenigstens die „Herren Genossen" aus Moskau los!"

Wundbehandlung im Altertum.

Schon bei den alten Polynesiern gab es recht geschickte Wundärzte; sie behandelten Fieber durch Kräuter, heilten kunstgerecht Knochenbrüche und verstanden sich sogar auf Schädeloperationen. In einem solchen Falle wurde der zersplitterte Knochen entfernt, der Rand der Wunde gereinigt, ein Stück Kokosnußschale sauber eingesetzt und endlich die Kopfhaut sorgfältig darüber gezogen. — Die Polynesier waren nicht die einzigen, die sich auf diese Art von Operationen verstanden. Aehnliches finden wir an nicht weniger als sechzig Schädeln aus der Steinzeit in verschiedenen französischen Museen. Als die Menschen noch mit Keule und Axt kämpften, kamen Kopfwunden so häufig vor, daß man schon damals bei Schädeloperationen ein erstaunliches Maß von Geschicklichkeit erlangte. — In der Zahnbehandlung erwarben sich die Mayas in Mittel-Amerika frühzeitig eine gewisse Fertigkeit; sie benutzten als Zahnersatz eine Gesteinsart, die sie in den Kinnbacken festsitzend anzubringen wußten. In Italien ersetzten die alten Etrusker verlorene Zähne durch diejenigen von Tieren, und die Römer des fünften Jahrhunderts v. Chr. sprechen in ihrem Zwölftafelgesetz von „Zähnen, die durch Gold miteinander verbunden" sind.

Aphorismen.

Von Rudolf Paulsen.

Die meisten Menschen setzen ängstlich nur die Zinsen ihres Lebenskapitals ein, in törichter Sparsamkeit; denn, wenn der Tod kommt, ist's zu spät, das Kapital heranzuziehen.

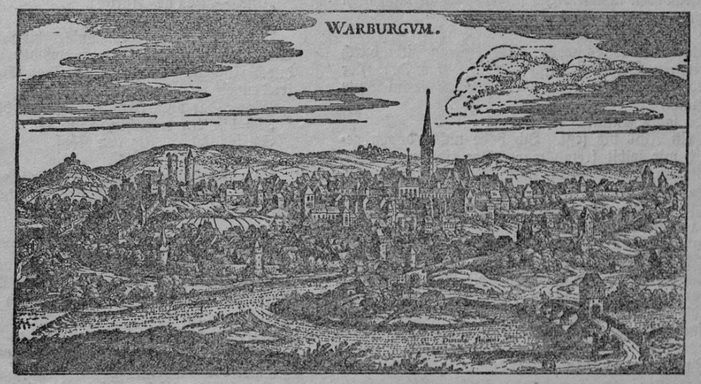
*

Auch für Bücher gilt: eine Rosine macht keinen Kuchen.

*

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 95 — 7. Dezember 1927 — 2. Jahrgang

Als ich noch Prinz war...

Roman von Paul Hain.

(13. Fortsetzung) Urheber-Rechtsschutz Verlag Oskar Meister, Werdau Sa. (Nachdruck verboten)

Sie aber wollte ihr Schicksal tragen. Ihr Stolz würde ihr helfen. —

„Noch einmal kam ein Brief von ihm. Wie Feuer brannte er in ihrer Hand. Sie zögerte, ihn zu öffnen. Es war so sinnlos. Da sagte die Tante milde:

„Lese ihn nur, Anita. Der Brief ist unschuldig. Und — dein Herz wird es ertragen."

Er schrieb:

„Nun warte ich schon eine lange Woche darauf, Anita, von Dir eine Nachricht zu erhalten. Warum schreibst Du nicht? Du weißt doch, wie ich mich nach einer Zeile von Dir sehne. Laß mich nicht länger warten. Ich bin so voll Unruhe — Deinetwegen. Und unser schönes Wien kommt mir so leer vor."

Anita las nicht weiter. Langsam faltete sie den Bogen zusammen. Ging in die Küche. Warf ihn in den Herd, in den das Feuer brannte. Die Flamme züngelte auf — und von dem Sehnsuchtsruf Karl Ferdinands blieb nichts weiter übrig als ein winziges Häuflein Asche, das im Feuer zerstob. — —

Von diesem Tage an bekamen Anitas Augen wieder Glanz. Er kam her von der schönsten Erinnerung, die in ihrer Seele aufbewahrt lag. Er kam aus einer unsterblichen Liebe heraus, die wie ein schmerzvolles Heiligtum in ihrem Herzen ruhte. Und er kam aus einem neuen, seltsam stolzen Mut ihrer Gedanken, die aus dem alten Gleichmaß aufgescheucht waren und nun ganz andere Dinge umkreisten als zu der Zeit, da sie nichts weiter als ein Nähmädel gewesen war.

Oft gingen ihre Blicke zu dem Bilde Anton Wielandts über dem Klavier. Worte klangen in ihrer Seele auf, die Karl Ferdinand oft zu ihr gesprochen hatte, wenn ihr Gesang ihn immer von neuem entzückte.

„Warum machst du nichts aus deiner Stimme? Du bist die echte Tochter deines Vaters! Die echte Erbin seiner Kunst."

O, nun verstand sie, daß Karl Ferdinand ihr sehr wohl ein Helfer auf dem Wege zur Kunst hätte sein können. Aber — nun war ja alles so anders! Nun — reate sich ihr eigener Mut, das Blut ihres Vaters, durch ihre Liebe geweckt. Nun wurde der Gedanke immer heftiger in ihr: Daß sie wohl doch zu höherem bestimmt war, als dazu, ein junges Leben lang mit Nadel und Zwirn zu wirken.

Nein — zur Geliebten eines Prinzen war sie nicht geboren. Aber vielleicht — um dem Namen Wielandt im Reiche der Kunst neuen Glanz zu geben! Vielleicht d a z u!

Sie erschrak zuerst selber vor solchen Gedanken, aber sie ließen sich nicht abwehren. Sie kamen immer wieder. Es war wie ein geheimnisvoller Zwang. Es war, als hätte das tragische Liebeserlebnis heimliche Kräfte und Triebe in ihr gelöst. Ach — nun wollte sie zeigen, daß sie nicht der Mensch war, der n u r in dumpfer, schmerzvoller Entsagung einem Erlebnis nachtrauerte, das keine Erfüllung bringen konnte.

Ein a n d e r e r Weg war ihr bestimmt. A u c h ein Weg zur Höhe — aber zu einer f r e i e n Höhe, in der keine Konvention, kein Zwang von Traditionen regierte. Vielleicht — würde sie einmal auf diesen Höhen, die jetzt noch so fern von ihr lagen, i h m wiederbegegnen. Vielleicht —!

Aber das war nur ein flüchtiger, scheuer Gedanke. —

Frau Wielandt bemerkte in heimlicher Verwunderung, wie Anita den Schmerz abschüttelte und in Haltung und Worten und Wesen sich wieder reckte. Es war wie ein frisches, frohes Erwachen. Da wehrte auch Frau Wielandt aller Melancholie — und mit Stolz sagte sie sich: Sie ist Antons Tochter! Sie wirft sich nicht weg an einen Traum, der immer nur ein Traum sein könnte. Sie hat das echte Blut der Wielandts!

Und eines Abends sagte Anita:

„Tante — ich möchte nicht mehr nähen. Ich möchte singen!"

„Aber Kind — das kannst du doch!"

„Ich möchte es noch besser können, Tante. Vaters Bild blickt mich jeden Tag so vorwurfsvoll an. Als ob ich eine Sünde beginge. Tante — ich möchte Vater folgen und — die Kunst, die Bühne erobern."

Darauf war Frau Wielandt doch nicht vorbereitet. Ganz erschrocken blickte sie drein.

„Mädel —"

Und unwillkürlich ging ihr Blick zu dem Bild ihres Bruders hin.

„Du mußt mir nicht böse sein, Tante. Es ist keine bloße Schwärmerei. Keine Gedankenspielerei. Es ist — als müßte ich einer geheimnisvollen Stimme folgen. Es ist etwas wach geworden in mir. Ich fühle, ich kann mich nicht dagegen wehren —"

Sie sprach ruhig und fest.

Frau Wielandt hörte es wohl. Ein Zittern ging durch ihr Herz, wie ein Schauer. Eine Ahnung kam ihr: Hier hatte die Liebe den Weg zu einer Bestimmung, die im Blute lag, frei gemacht.

Und wieder sagte Anita:

„Ich war ein Kind bis jetzt. Ich habe nichts davon gewußt, daß ich mir selbst fremd war. Das ist nun anders. Ich kann singen, Tante — ich muß kämpfen und lernen. Vater hätte es auch gewollt —"

Da nickte Frau Wielandt unmerklich.

Ja — der hätte es auch gewollt.

Hier — gab es keinen Widerspruch. Anita stand an einem Wendepunkt ihres Lebens. Das Schicksal hatte es selbst so gewollt. Man konnte nichts dagegen tun. Auch bei Anton Wielandt war es einst so gewesen. Er war von der Lehrlingsstelle, die er nach dem Einjährigen hatte annehmen müssen, einfach weggelaufen — kein Mensch wußte wohin — und, seltsame Laune ungeschriebener Gesetze — Sänger geworden. Mußte es werden. Doch das alles war so lange her.

Bedächtig sagte Frau Wielandt:

„Es ist ein karges Erbteil, das dein Vater dir hinterlassen hat. Wir haben nie davon gesprochen. Es sollte einmal für deine Aussteuer sein —"

Anita errötete leicht.

„Ich weiß, Tante —"

„Es werden ein paar Tausend Mark sein. Ich muß einmal bei der Bank vorsprechen — wir haben nie etwas davon genommen —"

„Es gehört auch dir, Tante —"

„Es müßte reichen, Anita. Ich brauche nicht viel —"

Anita warf den Kopf in den Nacken mit einer stolzen Gebärde.

„Für ein Jahr wird es langen, nicht wahr? Wenn wir —"

„Ich brauche nicht viel — ich sagte es schon."

„Und in einem Jahr schaffe ich es, Tante! Ich fühle es. Ich habe neulich in Vaters alten Briefen und Tagebüchern herumgestöbert. Manches daraus wird mir nützlich sein. Seine alten Lehrer — seine alten Freunde — ich darf mich nicht mehr verstecken. Ferdi hat mir erzählt, daß Vaters Bild noch in der Wiener Staatsoper hängt. Man muß den Namen kennen — man wird seiner Tochter nicht die Türen verschließen —"

„Kind — du kennst das alles nicht —"

„Ich werde es kennen lernen, Tante. Ich trage eine Bestimmung in mir. Jetzt bin ich nicht mehr das Kind, das nur die Erinnerung an den großen Vater pflegte. Ich will vergessen, was ich erlebt habe, so gut ich kann — und — hinauf!"

Nun glänzten ihre Augen in schwärmerischer Verzückung. Ihr Gesicht war voll berückender, sieghafter Schönheit.

„Anita — wie konnte das so kommen," flüsterte Frau Wielandt verhalten.

Die schien es nicht zu hören und fuhr nun eifrig fort:

„Ich werde zu Lachmann hingehen. Er soll mich prüfen. Du weißt doch — er war vor vielen Jahren, als das Kurtheater noch Residenztheater hieß, erster Kapellmeister. Jetzt ist er Gesangspädagoge. Vater war ihm ein guter Freund. Er weiß vielleicht gar nicht — daß ich noch lebe."

Sie lachte ein wenig. Erstaunt warf Frau Wielandt ein:

„Du hast dich wohl schon gut informiert?"

„Ja — natürlich, Tante. Ich weiß, daß Lachmann ein großer Verehrer Vaters war. Das haben mir die Tagebücher verraten. Und Vater schätzte ihn als einen Musikanten von seiner Kultur —"

„Ich erinnere mich. Ach — wie weit lagen diese Namen zurück — und nun, da du sie nennst, wird so vieles wach —"

„Er soll ein hervorragender Lehrmeister sein. Aber er hat jetzt nur noch wenig Schüler — er hat es wohl nicht so recht nötig, Stunden zu geben. Alte Junggesellen sind ja bescheiden. Ich muß zu ihm hin. Er wird sich wundern, wenn er hört, wer ich bin. Und es wäre so bequem, Tante — denke nur."

„Anders wäre es auch schwer möglich —"

„O, es müßte auch anders gehen," sagte Anita entschlossen.

Ihre Augen funkelten.

„Gleich morgen will ich zu ihm. Ich habe eine rasende Ungeduld in mir —"

„Und — keine Furcht?"

„Furcht?"

Das Bild Anton Wielandts hing hell im Lampenlicht. Sein Gesicht mit der hohen, gewölbten Stirn und den hellen, durchdringenden Augen schien einen Ausdruck lächelnder Zufriedenheit zu haben.

„Vater hat auch keine Furcht gehabt."

„Du bist ein Mädchen, Kind —"

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Ich will, Tante!"

Da ging auch über deren mütterliches Gesicht ein Lächeln.

„Dann — versuche es, Anita! Mein Segen wird dich immer begleiten —"

14.

„Also — kein Wort mehr, ich bitte. Die Tischordnung bestimme ich. Therese von Waldburg und du — das ist eine so selbstverständliche Sache, daß kein Wort darüber zu verlieren ist. — Nun bitte ich dich, mich allein zu lassen. Ich habe zu tun!"

Karl Ferdinand riß sich zusammen. Die Hacken schlugen aneinander. Mit schnellen Schritten verließ er das Arbeitszimmer des Erzherzogs.

Der saß im Lehnsessel — die Lippen fest zusammengebissen. In den Augen brannte noch der Zorn.

Unglaublich — welchen Widerstand er da täglich zu zerbrechen hatte. Ach — aber er war der Herr! Lächerlich, ihm zuzumuten, daß bei dem Galadiner morgen zu Ehren des Besuches, der heute Abend kam, Prinzessin Therese einen andern Tischherrn als Karl Ferdinand bekommen sollte. Lächerlich! Da steckte natürlich auch die Mutter dahinter. Ueberhaupt — seit der Junge wieder — mit Alvenslebens Hilfe — zurück war, hatte er eine eigene Art, sich zu verantworten. Schade, daß Alvensleben nicht mehr hatte herauskriegen können, was Karl Ferdinand dort zurückhielt. Nun — es war vorbei. Die Gegenwart regierte.

Therese von Waldburg würde nicht eher wieder mit ihrer Mutter in die Heimat fahren, bevor Karl Ferdinand nicht das bindende Wort gesprochen hatte! — —

Der hatte sich auf sein Zimmer zurückgezogen. Seit Tagen bedrückte ihn eine quälende Unlust, so daß er sogar seine Patienten vernachlässigte. Und auch die Musik, der er sich sonst so gern in seinen Mußestunden hingab, brachte ihm keine Ruhe. Bis heute hatte er nicht die kleinste Nachricht von Anita erhalten. —

In einigen Stunden würde der hohe Besuch ankommen. Seit Tagen schon hatte das Dienstpersonal fieberhaft gearbeitet, den einen Flügel des Schlosses, der den Gästen zur Verfügung stehen sollte, mit seiner Zimmerflucht in Ordnung zu bringen. Fast hatte der Prinz selbst Sehnsucht nach diesen Gästen — die Abwechslung bringen und seine trüben Gedanken verscheuchen würden.

Therese von Waldburg!

O — er entsann sich ihrer sehr gut. Eine junge Dame voll Grazie und Charme. Nicht ohne höhere geistige Ansprüche. Wenige Jahre jünger als er. Rein äußerlich gewiß ein sehr sympathischer Mensch. Der Prinz hatte manche angenehme Stunde mit ihr verplaudert. Und ehedem war ihm die Andeutung des Erzherzogs, daß ihm eine Verbindung seines Hauses mit dem der Waldburg erwünscht wäre, durchaus nicht so absurd erschienen. Die Prinzessin war eine repräsentative Erscheinung, und ihr ausgeprägtes Standesbewußtsein wurde immerhin gemildert durch allerlei menschlich-wertvolle Eigenschaften.

Nun aber — lagen die Dinge ja so anders. —

Der Prinz ging unruhig in seinem Zimmer auf und ab. Von Zweifeln und Grübeleien zerquält.

Wie oft hatte er schon den Entschluß gefaßt, wenigstens seiner Mutter das Herzensgeheimnis zu verraten. Sie mochte wohl etwas von seiner inneren Pein ahnen, aus der heraus er es wagte, die einmal festgesetzte Tischordnung zum morgigen Galadiner umstoßen zu wollen. Er wollte der Prinzessin gegenüber von Anfang an Distanz bewahren, ihr nicht zu nahe kommen in jeder Weise — sie sollte fühlen, daß er der Absicht und dem Willen seines Vaters Widerstand entgegensetzte. —

(Fortsetzung folgt)

Heimatecke

Wie erklären sich die Bräuche auf St. Nikolaus und St. Barbara?

Statt Weihnachten feierten unsere heidnischen Vorfahren das Fest der Wintersonnenwende, auch „Middewinter" genannt. Die Zeit, die vorherging, schloß mancherlei Zauber ein. Nach dem Glauben, daß die dunklen Tage und Wochen im Dezember den Dämonen besonders günstig seien, suchte man durch bestimmte Handlungen ihre Macht zu bannen und ihre Gunst zu erringen. Lärmumzüge, Maskentragen, Peitschenknallen, Schießen, Klopfen und Schellen sollten die bösen Geister des Winterdunkels fernhalten oder verscheuchen. Dadurch, daß man sie darstellte, glaubte man, vor Schaden bewahrt zu bleiben. Diesen Bestandteil des vorchristlichen Glaubens finden wir auch in den Nikolausgebräuchen wieder. St. Nikolaus gehört demnach zu jenen Festen, die mit ihrem Volksbrauch im Volksleben wurzeln und später von der Kirche übernommen und verchristlicht wurden. Dabei werden wir das, was uns die Legende über den hl. Nikolaus berichtet, als Oberschicht ansprechen müssen; denn es ist eben die Verchristlichung, die dem heutigem Brauche seine Lebensdauer gesichert hat. Einzelne Volkskundler gehen noch weiter zurück und finden Vergleichungspunkte, nach denen unser Nikolausfest Reste von dem Wodanskult, wenn nicht gar von dem römischen Saturnalienfeste an sich trägt. Die vergleichende Volkskunde führt aber leicht auf Abwege, und töricht ist es, wenn wir alles und jedes auf germanische Vorbilder zurückführen wollen. Der vorchristliche Nikolaus trat als schreckhafter Dämon auf; das Christentum hat gutmütigere Züge auf ihn übertragen. Das Schellen und Kettenklirren, die Maske und die Ruprechtsgestalt — letztere wird im Rheinlande auch Polterklas genannt — ebenso der Umstand, daß vielerorten die Nikolausdarsteller an mehreren Tagen sich zeigen, sprechen unbestreitbar für die Ausdehnung im genannten Sinne.

Die Natzunger feiern den hl. Nikolaus als ihren Kirchenpatron. Der Nikolaustag, den sie auch „Klawesdag" nennen, ist ihnen ein wichtiger Tag.

Ähnliche Vorstellungen wie den Nikolausbräuchen liegen auch den Begehungen des St. Barbaratages zugrunde. Sie erklären sich aus dem einheitlichen Grundgedanken, der fast in allen Bräuchen von Martini bis Pfingsten hervortritt: Übel abwehren, Segen gewinnen, die Zukunft erfahren. Hieran knüpft sich auch der Ausgang der Barbarareiser. Unsere Vorfahren stellten sich die Natur und das Leben in der Natur unter dem Bilde segenspendender oder fruchtschädigender Dämonen vor. Sie sind als Wachstums-, Saat- oder Erntegeister im Volke bekannt. Der Wachstumsgeist wird mancherorts mit dem letzten Ernteschnitt eingefangen, um seine gedeihliche Kraft durch den Winter zu retten. Um nun festzustellen, daß die Lebenskraft bei der Winterstarre nicht erlosch, setzte man Reiser von Kirschbäumen ins Wasser, weil die blühenden Zweige das Wirken der Vegetationskraft verkörperten. Mit dieser Erklärung wird auch der Gebrauch der Lebensrute verständlich, die als Lebenszweig in den Bräuchen des Winters häufig vorkommt und als Überträger von Gesundheit und Fruchtbarkeit bekannt ist. Möglicherweise sind die Barbarareiser selbst als eine Abart der Lebensrute anzusprechen. Auch die Nikolausrute ist ihrem Ursprunge nach ein solches Reis. Das Aufstellen der Reiser geschieht in einigen Gegenden schon am St. Andreastage (30. November) wie denn überhaupt Andreas- und Barbaratag manche Züge gemeinsam haben. So soll man an beiden Tagen nicht nähen und spinnen und dafür umso fleißiger die Zukunft nach dem Schicksal befragen. Als Anfang einer neuen Zeit (Anfang des neuen Kirchenjahres) sind diese Tage dazu besonders geeignet. Der Gedanke, die Zukunft unter einem guten „Stern" (Zeichen) zu sehen, hat zweifelsohne auch mit zum Ausstellen der Barbarareiser Anlaß gegeben. Damit die Zweige am Weihnachtstage aufblühten, mußte man sie am 4. Dezember schneiden. Das hat wohl dahin geführt, daß der Brauch an dem bezeichneten Tage allgemein üblich wurde.

Essen-Gütersloh — Josef Rust.

Das Schloß am Meer.

Skizze von Liesbeth Dill.

Es regnete in Strömen, als die Gräfin ankam. In Pelze verpackt, schwerfällig entstieg sie dem Wagen, von ihrem weißhaarigen Kammerdiener unterstützt, ging sie die teppichbelegten Treppen der Villa hinauf. Einen erstaunten Blick warf sie auf die Gemälde der Halle. „Das ist sehr, sehr gemütlich hier", hörte Annie sie zu ihrem Diener sagen, der mit Gepäckstücken beladen hinter ihr herstieg. „Fast wie bei uns daheim."

Schwer rheumatisch, auf ihren Stock gestützt, ging sie durch die gemieteten Räume und freute sich über die Blumen, die Annie überall verteilt hatte. Annie brachte den Tee und den frischen Toast selbst herauf. Dabei erzählte ihr die Gräfin viel von ihrem Schloß an der englischen Küste und ihrem Leiden, das sie zwang, ein so reizendes Heim zu verlassen und mitten im Winter in ein Bad nach Deutschland zu reisen. — Am anderen Morgen fand Annie auf ihrem Frühstückstisch eine große Bonbonnière mit kandierten Früchten. Von nun ab war die Freundschaft geschlossen. Jeden Morgen, nachdem die Gräfin ihr Bad genommen und die Massense sie bearbeitet hatte, bat sie Annie herauf. Sie mußte ihr beim Frühstück Gesellschaft leisten. Die Gräfin nahm Anteil an dem Schicksal der beiden Frauen. Annie, von einer ernsten, gewissenhaften und vielleicht zu ängstlichen Mutter streng erzogen, öffnete der alten Dame ihr Herz. Sie hatte vor einigen Jahren plötzlich ihren Vater verloren, das Vermögen war in dem Bankerott des Landes verlustig gegangen. Deshalb vermietete die Mutter eine Etage ihrer Villa an Fremde. Annie und ihre Mutter machten alle Arbeit selbst. So konnten die beiden Frauen wenigstens in ihrem Haus bleiben.

Annie war seit ihrer Schulzeit noch nie aus der Stadt heraus gekommen. Sie war gerade siebzehn Jahre alt, groß und schlank. Mit ihrem goldblonden Haar und den großen, blauen Augen, mit ihrer Liebenswürdigkeit und Offenheit war sie allen Gästen des Hauses sympathisch. Die Gräfin aber hatte sie vom ersten Tage an gewonnen. „Ich nehme Sie nach England mit, als meine Gesellschafterin. Sie sollen sehen, wie Ihnen das Leben drüben gefällt." Annies Augen leuchteten bei den verlockenden Erzählungen, aber sie antwortete traurig: „Ich kann meine Mutter nicht allein lassen ..."

„Ach, das machen wir schon", sagte die alte, energische Dame. Sie hatte sich in diesen Plan verliebt. Das junge Mädchen sollte endlich etwas von ihrem Leben haben. Es kostete große Mühe, die Mutter umzustimmen. Sie wollte Annie nicht fortgeben. „Du kennst nichts von der Welt", sagte sie zu ihrer Tochter, „es sind fremde Leute, und ich kenne das Haus nicht."

„Aber Du kennst doch die Gräfin. Ist sie nicht entzückend? So liebenswürdig. Und wie sie uns verwöhnt." ... Das war richtig, denn es verging kein Tag, ohne daß der Diener etwas